

Siegfried Schröpf

Schönggeist und die Chilenin

dielmann



*Der vierte Fall
von Thomas Schönggeist*

Siegfried Schröpf

Schönggeist und die Chilenin

© axel dielmann – verlag
Kommanditgesellschaft in Frankfurt am Main
und beim Autor, 2023
Alle Rechte vorbehalten.
www.dielmann-verlag.de

Gestaltung:

Urs van der Leyn, Basel

Satz:

Dagmar Mangold, Bad Soden im Taunus

© Cover-Fotos:

mit freundlichem Dank an ESO/Seggewiss

www.eso.org/public/germany/images/seggewiss-santiago/

Korrektorat:

Stefan Schöttler, Mainz

chilenisch-spanische Übersetzung des Romans:

Fresia F. Barrientos Morales, Santiago de Chile

ISBN 978 3 86638 387 6

eBook 978 3 86638 388 3

axel dielmann – verlag

Kommanditgesellschaft in Frankfurt am Main



Der Affe krallte sich vor Schreck in den Nacken des Priesters als wäre er ein Baumstamm in den Wäldern am Amazonas.

Der Hals des schwarz gekleideten Mannes hatte aber keine schützende Rinde. So spürte er, der in seiner Soutane schwitzte, wie Blut in seinen Nacken floss und sich mit seinem Schweiß vermischte. Der Affe schien den Schmerz des Priesters zu fühlen, sein ängstliches Schnattern verstummte und er kauerte sich wieder auf dessen rechte Schulter.

Der Schwarzrock schimpfte dem lauten Lastwagen, der sie erschreckt in eine Staubwolke gehüllt hatte, hinterher und gestikulierte dabei wild mit seinen Armen.

Doch der Lastwagen, das einzige Fahrzeug seit einer halben Stunde, entfernte sich unbeeindruckt weiter nach Süden, zur Grenze nach Chile.

Trotzdem es längst Nachmittag war, brannte eine glühende Sonne immer noch unerbittlich vom wolkenlosen Himmel auf die trockene Erde, die außer wenigen verdorrten Halmen anscheinend nur Steine hervorbrachte. Starker Wind fegte schnell die Staubwolke, die der Lastwagen hinterlassen hatte, über die karge Landschaft hinweg zu den Bergen, die im Osten Richtung Bolivien rötlich aufragten.

Der Fahrer ihrer letzten Mitfahrgelegenheit, ein unendlich langsamer Holztransporter, der nicht viel schneller als mit Schrittgeschwindigkeit über die holprige Panamericana kroch, hatte den Priester schon beim Einsteigen in Tacna vorgewarnt. „Ich lasse Sie kurz vor der Grenze raus. Mit dem Affen kommen wir nicht hinein nach Chile! Und ich kann mir keine Scherereien leisten.“

„Meinen Sie?“

„Wo haben Sie den überhaupt her?“

Der junge Priester hatte in Pozuzo am Osthang der Anden im Gebiet des oberen Amazonas einen Freund besucht, der im Sterben lag. Nach der Beerdigung war er im angrenzenden Urwald gewandert und auf einheimische Amuesha Indianer gestoßen. Eine Begegnung, die ihm fast das Leben gekostet hatte, letztlich aber nur seine Machete, die er gegen den Affen, eigentlich ein Affenmädchen, eintauschte. Die Indianer nannten sie Chirie. Seither hatte er eine treue Begleiterin und keine ruhige Minute mehr.

„Die Chilenos lassen uns jedenfalls mit so einem Affen nicht in ihr Land!“

Also wanderte das ungleiche Paar nun eben zu Fuß die letzten Kilometer Richtung Grenze. Besser gesagt, der Priester ging müden Schrittes und der Affe schnatterte auf dessen Schulter sitzend vor sich hin, wahrscheinlich erzählte er Geschichten aus dem feuchten Regenwald, die kein Mensch verstand. Der Diener Gottes auch nicht.

Als es nicht mehr weit bis zur Grenzstation sein konnte, steuerte er eine Felsformation in der Nähe der Straße an. Dort band er Chirie im Schatten an einen Stein, prüfte noch einmal, ob die nun tief stehende Sonne nicht doch noch einmal ums Eck brennen würde und entfernte sich dann schnellen Schrittes. Chirie schimpfte oder weinte laut hinterher, doch der Wind trug ihr Klagen in Richtung Berge und so ließ ihn der Pfarrer scheinbar ungerührt zurück.

Die Grenzsoldaten begrüßten den verstaubten Wanderer in seiner Soutane ehrfurchtsvoll und boten Hochwürden zu trinken an. Ein Bus würde heute nicht mehr fahren. Wo Hochwürden denn übernachten wolle? Sie könnten Hochwürden ein Zimmer in der Offiziersbaracke anbieten, der Chef wäre heute nicht da. Sie deuteten dabei auf ein Gebäude etwa fünfzig Meter entfernt von der Baracke, in der die Mannschaft hauste. Die vier Grenzer

bemühten sich um den deutschen Priester, in dessen Reisepass der unaussprechliche Name Friedrich Grillmeier stand, als könnten sie einen Freischein für das Himmelreich ergattern.

Später wurde ihm sogar einigermaßen kühles Bier zur Cazuela, der chilenischen Suppe, angeboten. Mittlerweile war die Sonne untergegangen, Grillmeier gähnte und wollte zu Bett gehen. Der Soldat, der ihn begleitete, druckste an der Tür herum.

„Was ist denn los?“

„Ich komme aus dem Süden, aus der Nähe von Puerto Varas, und war schon ein halbes Jahr nicht mehr daheim und habe meine Braut seither nicht mehr gesehen. Aber ich habe ein Bild von ihr. Vielleicht, wenn Sie es segnen. Vielleicht hilft es, dass sie mir treu bleibt.“

Pfarrer Grillmeier tat ihm gerne den Gefallen. Dann sah er sich im Zimmer um. Der einzige Schmuck war ein Kalender von der Minengesellschaft Codelco. Das Bild vom Januar 1970 zeigte, wie zu lesen war, den mächtigen Vulkan Licancabur in der Atacama-wüste. Ohne groß nachzudenken, ganz instinktiv, einfach nur um das Datum richtig zu stellen, blätterte Grillmeier zum übernächsten Monat März weiter.

Als sich die Schritte des glücklich strahlenden jungen Mannes in seiner grauen Uniform entfernt hatten, kletterte der Pfarrer aus dem Fenster auf der Rückseite des Gebäudes und war schon einige Schritte später wieder in Peru. Es war schlagartig kalt geworden. Schnell eilte Grillmeier zu den Felsen, wo Chirie nicht lange beleidigt war als er ihr einige Früchte zum Fressen gab und sie sich wieder auf seine Schulter setzen durfte. Sie eilten zur Baracke zurück. Über das Fenster stiegen sie wieder in die warme Kammer ein. Chirie war in der Dunkelheit Gott sei Dank ruhig geblieben. Grillmeier schnaufte tief durch und entspannte sich endlich. Er wollte sich nur noch den Staub von seiner Haut waschen und dann endlich schlafen.

Er schaltete das Licht an, zog seine Soutane aus, stellte sich vor das Waschbecken über dem ein Spiegel hing. Das Wasser tröpfelte nur spärlich aus dem Hahn. Er betrachtete sein Abbild, draußen hörte er den Wind, der nunmehr müde über die Landschaft blies. Seine blonden Haare hatte er in Tacna schneiden lassen, genauso wie seinen Bart, der zwar staubig aber gepflegt sein braun gebranntes Gesicht einrahmte. Mit beiden Händen sammelte er das Wasser, beugte sich über das Waschbecken und wusch sich das Gesicht.

Ein schriller Schrei schreckte ihn hoch. Wasser spritzte. Grillmeier sah im Spiegel, wie Chirie wild gestikuliert, ihre Zähne fletschte und ihr Ebenbild im Spiegel anknurrte. Chirie sprang ängstlich von ihrem Abbild zurück, suchte Schutz in dem kargen Zimmer, traute sich nicht zu Grillmeier, weil der zu nah an ihrem Feind im Spiegel stand. Wild hüpfte sie von dem schmalen Feldbett auf die Fensterbank, sprang zu der Glühbirne, die an einem Kabel von der Decke baumelte, schrie wieder auf, weil sie sich wahrscheinlich die Hand verbrannt hatte, geriet nun vollends in Panik, sprang wild im Zimmer umher, manchmal mutig auf den Spiegel, ihrem Feind, zu, dann wieder ängstlich zurückschreckend. Sie kackte und pieselte dabei, als könne sie damit ihre Furcht ausscheiden. Mit wilden Bewegungen und lautem Geschrei verschmierte sie die Ausgurt ihrer Angst überall im Zimmer, an den Wänden, an der Decke, am Boden, auf dem Spiegel und zum Leidwesen von Pfarrer Grillmeier auch auf dem Bett.

Der schaltete viel zu spät das Licht aus, worauf sich Chirie augenblicklich beruhigte. Grillmeier lauschte, ob einer der Grenzer von diesem infernalischem Lärm aufgeschreckt worden war, konnte aber keine Schritte hören.

Er zog seine Soutane wieder an, drehte die Matratze auf dem Feldbett mit der verdreckten Seite nach unten, spürte wie sich sein Herz genauso beruhigte wie Chirie, die sich eng an ihn

kauerte und sogleich einschlieft. Grillmeier stellte sich seinen Wecker auf fünf Uhr.

Als dieser klingelte, kletterte er in der Dämmerung mit Chirie aus dem Fenster des versauten Zimmers, und schlich, einen großen Bogen um die Grenzstation schlagend, zur Panamericana, in Erwartung eines ersten Lastwagens, der ihn eine weitere Etappe auf seinem Weg nach Santiago de Chile mitnehmen würde.

Pfarrer Grillmeier wollte sich gar nicht ausmalen, was die Grenzer denken würden, wenn sie das Zimmer von Hochwürden bis zur Decke hin verkackt vorfinden würden. Vielleicht denken sie, dass ihn der Teufel geholt hätte.

Thomas Schöngest ließ sich auf dem Weg zu seinem Büro auf der Löwenbrücke von der morgendlichen Sonne wärmen und wick einer Läuferin aus, deren blonder Pferdeschwanz energisch hin und her wippte.

Er drehte sich um und sah ihr nach, wie sie in leichtem aber schnellem Schritt in Richtung Steinbachtal abbog. Dann schaute er hoch zur Festung, die vor einem frischen blauen Himmel trutzig über Würzburg und dem Main thronte. Der floss ruhig unter ihm und hatte sein Grau der letzten Tage gegen einen Blauton eingetauscht. Eine Straßenbahn kam ihm entgegen und fast hätte er sein Handy nicht gehört. Es war Jean, sein Partner in der Rechtsanwaltskanzlei Meyer & Schöngest: „Thomas, ich hänge auf der A3 fest. Da gibt es ja mehr Baustellen als freie Straßen! Jedenfalls schaffe ich es nicht mehr bis zu unserer Montagssitzung.“

„Kein Problem“, antwortete Thomas, „ich denke, es steht sowieso nichts Besonderes an.“

„Doch eigentlich schon! Du erinnerst Dich doch sicher noch an Schmid & Rüdgers in Schweinfurt.“

„Ja, aber was ist daran besonders?“

Jean antwortete nicht darauf: „Sag mal, du hattest doch mal als Student so ne Chilenin ...“

„Was heißt hier 'so ne Chilenin'?“

„Sei doch nicht gleich so empfindlich. Wie hieß sie doch gleich? So ähnlich wie Maria Theresa ...“

„María Pilar!“, antwortete Thomas knapp. „Aber was soll das jetzt? Das ist mehr als dreißig Jahre her!“

„Wir haben ein interessantes Mandat bekommen. Schmid & Rüdgers will in Chile wieder eine Niederlassung gründen und wir sollen uns um den ganzen Papierkram kümmern.“

„Na, ja, so spannend klingt das jetzt aber auch nicht!“, brummelte Thomas.

Die Telefonverbindung wurde immer schlechter. Thomas konnte Jean über das knacksende und rauschende Telefon nur mehr schlecht verstehen, und bevor die Verbindung ganz weg war, hörte er nur noch einen Satz: „Hast du Lust, demnächst nach Santiago zu fliegen?“

Während der zehn Minuten, die er noch zu seinem Büro brauchte, wälzte er die Frage in seinem Kopf hin und her. Hatte er Lust? Es war im Jahr 1986, als er zu María Pilar nach Santiago geflogen war. María Pilar, die Psychologie studierte. María Pilar, die Chilenin, die ihm mit ihren dunklen langen Haaren und den freundlichen braunen, ein wenig schüchternen Augen gehörig den Kopf verdreht hatte. Mit ihrem dunklen Teint sah sie aus wie Joan Baez, die er damals, Anfang der Achtziger, auf einem Konzert in Ludwigsburg gesehen hatte und von der er vollkommen hingerissen war, nicht nur von ihrer Musik sondern vor allem von ihrer Ausstrahlung. Aber da waren noch Tausende andere gewesen, denen es ähnlich erging. Joan Baez war als Erste dran, er erinnerte sich vor allem an „Gracias a la vida“. Er konnte damals noch kein Wort Spanisch, was auch keine Rolle spielte, um zu verstehen, wie sehr sie dem Leben dankte und es liebte und feierte. Thomas hätte es damals gerne mit ihr gefeiert. Später hatte er erfahren, dass das Lied von Violeta Parra, einer chilenischen Musikerin, stammte. Das Konzert war der Hammer: Gianna Nannini, Depeche Mode, die ihm nicht so gefielen, und dann, sozusagen als Höhepunkt, Elton John. Der musste sechs Zugaben spielen, bis ihn das Publikum ziehen ließ. Bei „Crocodile Rock“ kochte das Südwest-Stadion.

Während er gedanklich in seine Studentenzeit der Achtziger abtauchte, versuchte er, Jean wieder zu erreichen, doch der war „temporarily not available“.

Im Büro googelte er sofort nach *Schmid & Rüdgers*, auch wenn er natürlich wusste, um welches Unternehmen es sich handelte. 1986, als er María Pilar in Chile besucht hatte, war er in Puerto Varas, etwa tausend Kilometer südlich von Santiago, in eine Geschichte verstrickt worden, in deren Zentrum der Tod eines Mitarbeiters der dortigen Niederlassung stand. Die Tat hatte sich 1970 ereignet, in jener Nacht als bekannt gegeben wurde, dass Salvador Allende die Wahl zum Präsidenten der Republik Chile gewonnen hatte. Die Suche nach Aufklärung des Todesfalls war 1970 in den Wirren des politischen Systemwechsels lange im Sand verlaufen. Doch für die Familie von María Pilar spielte dieser Fall auch sechzehn Jahre später noch eine so große Rolle, dass auch er, der Besucher aus Deutschland, in dessen Verstrickungen hineingezogen worden war. Oder war es seine eigene Neugierde gewesen, die ihn damals immer näher zum Zentrum des Strudels gezogen hatte?

Er fand im Internet eine Firmenseite mit dieser Unternehmenshistorie:

Im Jahr 1932 blieb Walter Schmid aus Schweinfurt – gerade auf einer Südamerikareise – etwas länger als geplant in Chile und lernte einen chilenischen Grundbesitzer kennen, der nicht nur Deutsch sprechen wollte, sondern auch einen Traktor aus Deutschland benötigte. Kurz darauf meldete sich ein Freund des Landbesitzers, der ebenfalls einen Traktor brauchte ... So ging es weiter. 1934 wurde die Landmaschinenfabrik Walter Schmid offiziell in Santiago angemeldet.

Als es während des 2. Weltkrieges Deutschen im Ausland verboten war, wirtschaftlich tätig zu sein, betrieb die Familie Schmid auf einem Stück Land von acht Hektar eine Hühnerfarm. Ein unverwüstliches amerikanisches Auto wurde notgedrungen zu einem Lastwagen umgebaut, mit dem Eier, Trauben und sonstige Produkte nach Santiago gefahren wurden, wo ein reger

*Schwarzmarkthandel blühte. So konnten also die Kriegsjahre überbrückt werden bis 1946 wieder Landmaschinen importiert werden konnten. Da aus Deutschland so schnell keine technischen Fortschritte zu erwarten waren und die deutschen Betriebe viel zu teuer waren und kaum mehr produzierten, wurde von nun an auf amerikanische Maschinen gesetzt. Bis 1954 Hans-Dieter Schmid im Alter von 17 Jahren bei seinem Vater in das Geschäft eintrat. Er konzentrierte sich wieder auf deutsche Maschinen, die sich in den 50er Jahren außerordentlich stark entwickelten. Zwischen 1959 und 1961 lernte er in Europa bei verschiedenen Herstellern Land und Leute und dabei auch Dagmar **Fendt** kennen, die mit ihm nach Chile kam.*

Bis zum Jahr 1971 wuchs die Landmaschinenfirma „Schmid y hijos“ zu einer der größten in Südamerika. Die Lieferungen gingen zunächst nach Chile und von dort aus nach Argentinien, Uruguay, Peru und Bolivien.

Da es nach 1971 aufgrund staatlicher Einschränkungen kaum mehr möglich war, Landmaschinen aus Deutschland nach Chile zu importieren, wanderte Familie Schmid wieder nach Deutschland aus, wo es 1973 in Schweinfurt ganz von vorne begann ...

Thomas dachte an María Pilar, aber vor allem auch an Ida Heidingsfelder, die er leider nur viel zu kurz kennenlernen durfte. 1970 als die Sache mit *Schmid y hijos* passierte, war sie etwa so alt gewesen wie er heute. Auch Norbert Heymann, der nach Chile emigrierte deutsche Jude, den sie damals in Puerto Varas besucht hatte, stand damals kurz vor seinem 60. Geburtstag. Wie schnell die Zeit verging – auch wenn das alles scheinbar schon so lange her war. Und dann holt einen die Zeit wieder ein. Was hatte Jean mit *Schmid y hijos* oder mit *Schmid & Rüdgers* zu schaffen? Konnte das Zufall sein?

Es klopfte an der Tür und Karin, seine Assistentin, schaute ins Büro: „Thomas, vergiss nicht den Termin am Landgericht in Sachen Benjamin Fröhlich.“

„Ja, ich bin schon unterwegs!“

Um 14 Uhr verabschiedete sich Thomas von Benjamin Fröhlich vor dem Landgerichtsgebäude in der Ottostraße.

„Herzlichen Dank, Herr Schöngeist!“

„Keine Ursache, eigentlich war es eine klare Sache. Aber Sie wissen ja, vor Gericht und auf hoher See ...“

Thomas Schöngeist hasste solche Plattitüden, aber sie machen das Leben leichter und auch die Konversation mit einem Mandanten, dem er nicht so richtig traute. Ganz so unschuldig wie der Fröhlich tat, war er sicher nicht.

Schöngeist schlenderte die Neubaustraße hinunter und wunderte sich noch einmal über den Zufall, dass er heute nach über dreißig Jahren wieder mit seiner chilenischen Episode konfrontiert wurde. Er nahm es als gutes Omen für seine Überlegungen, ob er denn Lust hätte, nach Santiago zu fliegen. Er setzte sich vor dem 'Unicafé' an einen freien Tisch, schaute aufs Polizeipräsidium und dachte an den Sommer 1986 und an María Pilar.

Der Kontakt zu ihr war längst abgerissen. Sollte er versuchen, sie aufzuspüren und zu treffen?

Vielleicht. Aber eher nicht.

Vielmehr hatte Thomas Lust, die „Avenida Pedro de Valdivia“ entlang zu schlendern, unter den schattigen Bäumen, die ab und zu einen Blick auf die schneebedeckten Kordilleren freiließen.

Auf der Terrasse des Cafés neben dem Kino ein Bier trinken. Ein „Austral“ aus Valdivia. Ob es das Kino überhaupt noch gab? Das quirlige Leben der aufstrebenden Großstadt an der lauten Avenida Bilbao an sich vorbeiziehen lassen. Die wärmende Sonne

spüren und weit weg zu sein vom oft so kleinkarierten Europa. Aber da fiel ihm wieder ein, dass er die Chilenen damals oft als sehr spießbürgerlich empfunden hatte. Auch wenn sie ihm mit ihrer Freundlichkeit sehr sympathisch waren. Er hatte sich damals in Santiago wohlfühlt. Mit einem Bier vor dem Café auf der „Plaza de Valdivia“, vor sich die in der Abendsonne rot leuchtenden Berge, spürte er damals nichts vom Schatten der Diktatur mit der Ausgangssperre und anderlei Ungemach. Er spürte Freiheit.

Er würde wieder hinfliegen. Trotz allem, was damals passiert war. Oder gerade deswegen.

María Pilar

1986 Würzburg

3

Viele Kommilitonen trugen damals Latzhosen, leider auch die Mädchen.

Oder sie trugen weite, lose geschnittene Leinenkleider. So eine Art Indien-Look, der wenig Figur zeigte. Schade eigentlich. „Sackmode!“, pflegte mein Freund Gerhard zu sagen.

Im Sommer verloren wir gegen Argentinien die Fußball-Weltmeisterschaft in Mexiko. Mit mir meine ich Deutschland.

Im Winter davor, kurz nachdem der schwedische Ministerpräsident Olof Palme einem Attentat zum Opfer fiel, nahm ich beim Deutschen Alpenverein an einem Skihochtourenkurs teil. Auf meinen Skiern ein Aufkleber: „Atomkraft – nein danke“. Mit in meiner Gruppe war ein Physiker, der in einem Atomkraftwerk arbeitete. Irgendwann auf 3000 Meter Höhe, gemeinsam an einem Seil, spielte das aber keine Rolle mehr.

Ein wunderschöner, zunächst sanft ansteigender Hang, der immer steiler werdend in den Gipfel mündet. Eine vollkommen unberührte Schneedecke von wolkenlos klarer Sonne beschienen. Mehr Frieden, mehr unberührte Unschuld ist nicht möglich. Fast ein Sakrileg, allerdings auch fast triebhafte Gier, die Schneedecke mit einer scharfen Skispur zu durchschneiden. Wir sind fünf, ich dränge mich nach vorne, will der Erste sein, um dem Hang seine Unschuld zu nehmen. Unser Führer lässt das nicht zu, wir sollen uns anseilen, brav hintereinander gehen, anstatt den Gipfel frei und ungestüm zu stürmen. Ich protestiere laut aber ohne Erfolg. Wir gehen ein paar Minuten an diesem Gängelband. Plötzlich sacke ich ganz weich durch. Nur mein Kopf ragt aus dem Schnee. Ich rufe. Die anderen meinen, ich mache mich mit einem Scherz über die Diskussion von eben lustig. Ich stecke in einer Gletscherspalte, problemlos gehalten

am Seil durch das ich mit den anderen verbunden und gesichert war.

Kurze Zeit später geschah das Unvorstellbare für meinen Seilkameraden, den Physiker. In der Kernkraftanlage Tschernobyl ereignete sich der bislang schwerste Unfall in der Geschichte der Kernenergie. Ein Reaktor brannte und die atomare Kettenreaktion geriet außer Kontrolle.

Die ausgetretene Radioaktivität dürfte Chile, 14000 Kilometer entfernt am Ende der Welt, nie erreicht haben. Schmal und mit über 4000 Kilometer Küste am Pazifik. Viel mehr wusste ich damals nicht über dieses Land. Eigentlich wusste ich auch wenig über María Pilar. Auch wenn ich einige lange Wochen nach unserem Kennenlernen ihre Brüste küssen durfte. Etwa zur gleichen Zeit kamen bei Massendemonstrationen gegen die Militärdiktatur in Chile in der Hauptstadt Santiago zehn Menschen ums Leben.

Erfahren habe ich das aber erst einige Tage später in der Mensa von meinem Freund Gerhard.

„Wer war denn die flotte Biene vorgestern im Bad?“

„Eine Chilenin!“

„Deine Neue?“

Ich zuckte undefiniert mit den Schultern, was Gerhard zum Anlass nahm, über die Militärdiktatur in Chile zu wettern und über den Verrat am chilenischen Volk, dessen demokratisch gewählter Präsident beim Putsch 1973 hinterrücks ermordet worden war. Von Salvador Allende sprach er als wäre er ein Heiliger. Sozusagen ein Ersatzheiliger, denn Gerhard war selbstverständlich als bekennender Linker aus der Kirche ausgetreten. Je mehr sich Gerhard warm und in Rage redete, desto schneller wollte ich das Gespräch beenden. An sich war Gerhard ein netter Kerl, er war ja auch mein Freund, aber manchmal bekam er intellektuell-dialektische Anwandlungen. Wenn man ihm dabei zuhörte, konnte einem schwindlig werden. Mir wurde aber

auch schnell klar, wie wenig ich über Chile wusste oder wissen wollte.

Eigentlich wollte ich damals nur wissen, wie María Pilar wirklich zu mir stand und wann ich das erste Mal mehr durfte als ihren Busen zu küssen. Das war das einzige, was mich damals wirklich interessierte und da konnte mir auch Gerhards Dialektik des Proletariats nicht weiterhelfen. Romantische Gefühle würden ohnehin nicht in Gerhards materialistisches Weltbild passen, selbst wenn auch ihm eine figurbetonte Mode bei Frauen besser gefallen hätte. So täuschte ich nach der Nachspeise einen wichtigen Termin vor und verabschiedete mich.

„Willst du mich im Oktober besuchen? Dann ist Frühling in Santiago. Die Kordilleren leuchten und die Jacarandabäume strahlen violett in den Straßen. Es ist schön bei uns daheim.“

Mein Kopf lag auf ihrem Bauch, während sie mich einlud, und es kam eigentlich nie in Frage, die Reise nicht anzutreten. Für mich das größte Abenteuer meines Lebens. Ich war bislang nur ein Mal geflogen, und jetzt gleich so weit weg.

Wenige Tage nachdem sie mich eingeladen hatte, las ich in der 'Zeit' einen Beitrag von Norbert Blüm über dessen Reise nach Chile. Norbert Blüm, der Rentenlügner, dachte ich mir. Gelesen habe ich den Artikel mit dem Untertitel „Szenen aus dem Folterstaat“ trotzdem und sah Gerhards Bild über diesen Unrechtsstaat bestätigt.

Natürlich flog ich und alles war ganz anders als ich es mir vorgestellt hatte.

Lange bevor mich María fragte, ob ich nach Chile kommen würde, etwa einen Monat nachdem ich sie kennengelernt hatte, bat sie mich, wir lagen im Dallenbergbad auf einer Wiese in der Sonne, sie nach Ochsenfurt zu begleiten.

„Was willst du denn in Ochsenfurt?“

„Mein Großvater hat mich gebeten, eine alte Bekannte von ihm anzurufen und sie, wenn möglich, zu treffen. Ida Heidingsfelder heißt sie.“

„Wie kommt denn dein Großvater zu einer Bekannten aus Ochsenfurt?“

„Mein Opa ist in Ochsenfurt geboren. Er war der Sohn einer jüdischen Mutter, die wiederum als Maria Mandelbaum geboren wurde und später meinen Uropa Jakob Heymann heiratete. Opas Familie gelang es noch kurz vor dem Krieg nach Chile auszuwandern.“

„Das ist ja interessant! Warum hast du mir das noch nicht erzählt?“ Ich war neugierig geworden, nahm ihre Hand, ließ sie nicht mehr los, rückte näher an sie ran und bat sie, mehr zu verraten.

„Allzu viel weiß ich leider auch nicht. Nur, dass schon der Großvater meines Großvaters namens Nathan Heymann in Ochsenfurt eine bedeutende Viehhandlung betrieb, die von Jakob, meinem Urgroßvater weitergeführt wurde. Und dann wäre mein Großvater, Norbert Heymann dran gewesen. In Ochsenfurt hat das nicht mehr geklappt, dafür aber daheim in Chile umso besser.“

„Dann bist du also Jüdin?“ Ich war überrascht.

„Und? Stört Dich das?“

„Nein im Gegenteil. Es würde mich nur stören, wenn chilenische Jüdinnen keine deutschen Katholiken küssen dürften!“

María rollte sich auf mich und drückte mir einen Kuss auf den Mund. Ich war mir ihrer Gefühle zu mir nie ganz sicher. Sie war gerne mit mir zusammen. Aber empfand sie wirklich viel mehr? War sie in mich so verliebt wie ich in sie? Ich konnte es mir nicht vorstellen. So redete ich nach einer Weile dummes Zeug: „Ich habe meiner Mutter erzählt, dass ich eine chilenische Freundin habe. Jetzt habe ich eine jüdische.“

„Hast du also doch ein Problem damit?“

„Nein, habe ich doch gerade gesagt.“

„In Chile spielt das keine so große Rolle wie in Deutschland.“

„Aber eigentlich bist du ja auch Deutsche?“

„Soy pura chilena!“, sagte sie stolz. „Mein Großvater, Norbert Heymann, heiratete eine Chilenin, Carla Fuentes. Meine Mutter, Pilar, ist also Halbdeutsche. Und die heiratete meinen Vater, Carlos Piñeda, einen Chilenen, dessen Großmutter aus Deutschland stammte. Und jetzt kannst du rechnen, wie viel deutsches Blut ich habe.“

In Ochsenfurt erwartete uns ein graues Reihenhaus, das baum- und schutzlos der grellen Frühhmittagssonne ausgesetzt war. Wir läuteten mehrfach an der altmodischen Klingel. Doch nichts passierte. Kein Geräusch aus dem Inneren des Hauses. In Erwartung einer alten, schwerhörigen Frau, die sich zur Haustür mühen musste, wollten wir uns in Geduld üben. Wir schauten uns an, zuckten mit den Schultern und klingelten noch einmal recht lange.

„Komme schon!“, hörten wir eine feste Stimme und waren mehr als erstaunt als sich die Tür öffnete und eine drahtige, gar nicht alt wirkende Dame mit weißem Schopf, Typ Barbara Rütting, in das gleißende Nachmittagslicht trat. „Nicht so stürmisch! Ich bin ja schon da. Ich musste den Kuchen vor dem Verbrennen retten. Kommt doch rein!“

Es roch wunderbar nach frisch Gebackenem.

„Folgt mir einfach in den Garten!“

Der Kontrast war beeindruckend. Hinter dem grauen, älteren Antlitz der Vorderseite des Hauses, verbarg sich ein üppig blühendes Paradies. Nicht groß, aber imponierend in seiner bunten, duftenden Vielfalt. Und mittendrin, unter einem Kirschbaum mit rot leuchtenden Früchten, ein kleiner Tisch mit Klappstühlen.

„Wollt ihr Kaffee oder etwas Kaltes?“

Außer „Grüß Gott“ und „Hola“ hatten wir noch nichts gesagt und uns nicht einmal vorgestellt. Das brauchte es auch nicht. „Du bist also die María! Und der da“, sie deutete auf mich, „ist also dein Freund?“ Gerade eben fühlte ich mich noch heimelig in dieser Sommerstimmung, aber jetzt erschrak ich und war unsicher, wie María reagieren würde. Ob sie bestätigte, dass ich ihr Freund sei?

„Das ist Thomas. Thomas Schöngeist, ein Studienfreund.“ Ihre Stimme klang neutral.

Der Kuchen schmeckte hervorragend.

„Ich ging mit deinem Großvater in die Volksschule. Gut vierzig Kinder, die Mädchen rechts und die Buben links. Wir hatten den gleichen Schulweg. Unser Haus war das vorletzte in der Straße. Seines das letzte, dahinter die Stallungen und Weiden. So sind wir anfangs notgedrungen die letzten paar hundert Meter gemeinsam gegangen. Später, so ab der sechsten Klasse, hat mir das immer besser gefallen. Kurz vor unseren Häusern mussten wir einen kleinen Bach überqueren. Je älter wir wurden, desto länger saßen wir dort am Ufer und schauten in das spärlich fließende Wasser. Im Frühjahr schwoll der Bach allerdings an, und ab und zu war ein Fisch zu sehen. Norbert bastelte sich eine Angel, die er hinter einem Busch versteckte. Er holte sie dann immer heraus und wir saßen still am Ufer, während der Angelköder im Wasser trieb. Ich glaube, Norbert, dein Großvater, hat nie einen Fisch gefangen. Jedenfalls nicht,

während ich dabei war. Wir haben eigentlich nichts geredet und doch ist er mir in der Erinnerung sehr nah. Norbert, in diesen Stunden am Bachufer. Er war groß und blond. Für mich wie ein großer Bruder, den ich nicht hatte, und später etwas mehr. Aber das reime ich mir womöglich heute zusammen. Aber was erzähle ich alles. Was interessiert euch die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg?“

Doch letztlich erzählte sie weiter. Wir saßen unter dem Kirschbaum. Mitten im Sommer 1986. Die Luft schwirrte vor Hitze und Insekten. Ich war dösig und María neugierig auf das frühere Leben ihres Großvaters.

„Norbert, also deinen Großvater, habe ich schon lange nicht mehr gesehen. Es dürfte etwa zehn Jahre her sein.“

Also 1976. Ich schaute etwas überrascht von meinem Kuchenteller zu Ida Heidingsfelder. Die missverstand allerdings meinen Blick. „Noch ein Stück? Schmeckt er?“ Ich nickte. „Ja gerne!“ Der frische Kirschkuchen schmeckte wirklich hervorragend und Ida Heidingsfelder legte mir während sie erzählte, immer wieder neuen nach. Ich aß vier Stück, Ida Heidingsfelder war begeistert und ich bekam Magendrücken.

„Norbert ist 1927 in die Handelsschule nach Würzburg gegangen. Ich blieb in der Volksschule und später lernte ich bei den Heymanns Stenotypistin. Die Heymanns hatten ja eine große Viehhandlung. Kurz nachdem ich dort angefangen hatte, gab es den großen Börsencrash in New York. Der alte Heymann lief nervös durch die Firma und jammerte, was denn nun werden sollte. Ich erinnere mich deshalb so gut daran, weil ich mich gefragt habe, was denn die Börse in New York mit den Ochsen in Ochsenfurt zu tun haben sollte. Diesen Spruch hat damals mein Vater immer wiederholt. Das Lachen darüber ist uns allerdings vergangen. Denn er wurde kurz darauf, wie so viele andere, aus der Zuckerfabrik entlassen.

Heymanns kamen Gott sei Dank gut durch die Krise und ich behielt meinen Arbeitsplatz. Doch es wurde ihnen in der Stadt geneidet. Den Leuten ging es auch wirklich schlecht, es gab wenig Arbeit, dort wo Arbeit war, wurde gestreikt und immer mehr Leute fanden Gefallen an Hitler.

Mir wurde vorgeworfen, dass ich für einen jüdischen Ausbeuter arbeiten würde. Doch ich wollte nicht weg von dort. Erstens habe ich dort Geld verdient, wo sonst hätte ich eine Stelle gefunden? Und zweitens bin ich gerne hin.

Ab 1937, nach der Olympiade, verschärfte sich die Situation für die Heymanns. Bis eines Nachts eine Stallung bei ihnen brannte. Wir konnten nur mit Mühe und Not ein Übergreifen auf die anderen Gebäude verhindern. Die Feuerwehr war zwar angerückt, hat aber nur aufgepasst, dass das Feuer nicht die Nachbargrundstücke erfasste. Um die Heymann-Gebäude hat sie sich nicht gekümmert. In der gleichen Nacht wurde Norbert von einer Gruppe uniformierter SS-Leute so verprügelt, dass er eigentlich zu einem Arzt hätte gehen müssen. Für Juden nicht ganz so einfach, einen zu finden. Geblieben ist ihm davon ein steifes Knie. Für ihn war das besonders schlimm. Er spielte so gut Fußball, dass sie ihn bis dahin nicht aus dem Verein ausgeschlossen hatten. Das taten sie dann aber kurz nach dem Brand.

„Mein Großvater hat aber kein steifes Knie!“ María klang trotzig.

„Damals schon, und er humpelte auch noch, als er mit seiner Familie 1938 Ochsenfurt verließ!“, entgegnete Ida. „Und ich meine, dass er auch 1950 noch humpelte, als ich ihn wiedersah!“

María Pilar schaute fragend zu Ida Heidingsfelder, die eine Erklärung nachschob: „Er besuchte damals im Juni die Frankfurter Landwirtschaftsschau.“

Ich bildete mir ein, dass sie dabei rot wurde.

„Mein Großvater war damals 38 Jahre alt“, stellte María Pilar, aus welchem Grund auch immer, fest.

„Ich war 36“, sagte Frau Heidingsfelder. „Ich habe Fotos von damals. Willst du sie sehen?“

Und, ohne eine Antwort abzuwarten, stand sie auf, ging ins Haus und kam kurz darauf mit einem Fotoalbum zurück. Sie deutete



meinen Blick richtig und beruhigte mich. „Keine Sorge, ich will euch nicht das ganze Album zeigen!“

Das **also waren** Ida Heidingsfelder und Norbert Heymann in jüngeren Jahren. Er mit weißem Hemd und Krawatte, sie in einem flotten Sommerkleid.

Im Garten summten die Insekten. Der Schatten des Kirschbaumes war weitergewandert, so dass ich etwas von der Sonne geblendet wurde. Die Stille war nicht unangenehm. Ich spürte, wie María Pilar nach Worten, vielleicht auch um Fassung, rang, wollte ihr helfen und stellte die ungeschickte Frage, warum er, Norbert Heymann, damals nach Ochsenfurt gekommen sei. Dabei ist es doch mehr als verständlich, dass man seine Heimat wiedersehen will. Doch war mir auch bewusst, dass es für ihn, der aus seiner Heimat vertrieben wurde, auf alle Fälle anders und schwieriger gewesen sein musste, als wenn jemand freiwillig längere Zeit weggewesen wäre.

Ich fragte mich, was eigentlich das Wort 'daheim' bedeutet. Ist es noch ein 'Daheim', nachdem man fortgejagt worden war? Von Leuten, die dort auch 'Daheim' sind? Für alle war es einerseits das gleiche 'Daheim' und andererseits ein völlig anderes. Also ein 'Daheim' im ersteren Sinn konnte es für Norbert Heymann sicher nicht mehr geben.

Wenn Christian Morgenstern recht hat, dass man nicht da daheim ist, wo man seinen Wohnsitz hat, sondern wo man verstanden wird, wird es ganz kompliziert.

Weder hat Norbert Heymann seinen Wohnsitz in Ochsenfurt, noch wird er dort verstanden. Aber was ist Ochsenfurt dann für ihn? Wohin kehrte Norbert Heymann zurück als er 1950 nach zwölf Jahren Ida Heidingsfelder in Ochsenfurt besuchte?

Gott sei Dank fuhr Ida Heidingsfelder fort, bevor ich mich weiter in meinen Gedanken verheddern konnte. „Er hatte auch nach Ludwig Brauer gefragt.“

„Wer ist Ludwig Brauer?“, fragte María, die schon lange schweigend und zunehmend staunend, mit einer misstrauischen Falte senkrecht zwischen den Augenbrauen, auf das Foto ihres Großvaters mit Ida Heidingsfelder starrte.

„Ludwig Brauer war der Anführer dieser Nazi-Schlägertruppe, die Norbert verprügelt hat. Und, wie wir meinten, den Brand gelegt hat.“

„Wieso war?“, fragte ich.

„Brauer ist 1970 gestorben.“

„Hier in Ochsenfurt?“, **hakte ich nach.**

„Nein, in Chile!“

„In Chile?“, erwiderte María. „Wo in Chile? Woher wissen Sie das? Hat Ihnen das mein Großvater erzählt? Wieso wusste das mein Großvater? Wann hat er Ihnen das gesagt? Hat er Sie noch öfter besucht?“

María wirkte immer aufgeregter. Fragen sprudelten aus ihr heraus, **die, an** unsere Gastgeberin gewandt, ein wenig vorwurfsvoll wirkten.

Die ignorierte den Ton und holte stattdessen einen Zeitungsausschnitt aus ihrem Album.

„Dein Großvater hat mir diesen Artikel vom Oktober 1970 aus dem *Condor* mitgebracht.“

„Was ist der *Condor*?“, fragte ich neugierig.

„Ein chilenisch-deutsches Wochenblatt, das in Santiago erscheint“, antwortete María Pilar.

„Darf ich das lesen?“, fragte sie.

Ida Heidingsfelder reichte den Zeitungsausschnitt zu ihr rüber: *Tragisches Ende der Agrotecnica in La Unión. Bei einer Abschlussveranstaltung des Landmaschinenhändlers „Schmid y hijos“ wurde ein Mitarbeiter ermordet. Verantwortlich war eine vermeintlich linke Gruppierung, die den Wahlsieg der Unidad Popular (UP) auf ihre Weise feiern wollte.*

Nachdem in der Nacht von Freitag auf Samstag über Radio bekannt gegeben wurde, dass mit einem denkbar knappen Vorsprung von nur 34000 Stimmen das Bündnis Unidad Popular unter der Führung von Salvador Allende die Präsidentschaftswahlen gewonnen hatte, kam es im ganzen Land zu Ausschreitungen.

Auch La Unión, wo gerade die größte Landwirtschaftsmesse Chiles zu Ende ging, blieb davon nicht verschont. Tragischerweise kam dabei ein Mann ums Leben.

Die Firma „Schmid y hijos“, einer der bedeutendsten Landmaschinenhändler Chiles, hatte am 4. September, am letzten Tag der Messe Agrotecnica, zu einem Abschlussbankett geladen. Unter den etwa fünfzig Gästen befanden sich viele ausländische, auch deutsche Geschäftspartner. Kurz nach Mitternacht wurde das Restaurant in der Innenstadt von einer Gruppe Vermummter gestürmt, wobei Parolen wie „Nieder mit dem menschenverachtenden Kapitalismus!“ und „Freiheit für Chile“ skandiert wurden. Es kam zu einem Handgemenge. Schüsse fielen, es gab zahlreiche Verletzte und einen Toten. Es handelt sich hierbei um Luis Gottschlich-Bauer, dem Niederlassungsleiter der Filiale von Schmid Landmaschinen in Puerto Montt.

Kurz darauf bekannte sich die »Brigada Obrero Campesina« (BOC), eine mutmaßlich linksradikale Gruppierung zu der Stürmung des Restaurants. Die Attentäter wurden schon einen Tag später von Spezialeinheiten festgenommen.

Die Tatwaffe wurde bislang nicht gefunden. Ein Täter konnte bislang nicht identifiziert werden.

Leider bestätigen sich die schlimmsten Befürchtungen gemäßiger Gruppen, dass nach einem Wahlsieg der Unidad Popular unruhige Zeiten auf Chile zukommen würden.

„Wer war dieser Luis Gottschlich-Bauer?“, fragte María Pilar.

„Dieser Luis Gottschlich-Bauer, so nannte er sich in Chile, hieß in Wirklichkeit Ludwig Brauer!“, erzürnte sich Frau Heidingsfelder.

„Und wer war Ludwig Brauer?“, wiederholte ich Mariás Frage von eben.

„Ludwig war etwa so alt wie Norbert, allerdings eine Klasse unter ihm und eine über mir. Er stammte aus einer sehr einfachen Familie mit etwa zehn Kindern. Für mich war es dort etwas unübersichtlich. Mir ist auch heute noch nicht klar, wovon die eigentlich lebten. In der Schule war er ständig in Raufereien verwickelt. Er war einer der ersten in der Hitlerjugend und dort schnell so etwas wie ein Rottenführer. Dabei haben die nicht nur Dummheiten gemacht. Seine Rotte hat bei Ernteeinsätzen geholfen oder auch beim Hochwasser, als der Main bedenklich hoch stand. Ich weiß gar nicht mehr, in welchem Jahr das war.“

„Aber die haben auch das Anwesen der Heymanns angezündet?“, fragte ich nach.

„Das wurde nie bewiesen. Aus der Hitlerjugend waren die damals längst rausgewachsen und zu SS-Leuten geworden. Raufbolde mit gesellschaftlichem Ansehen. Wer sollte auch damals Interesse daran gehabt haben, zu beweisen, dass die SS den Stall eines reichen, jüdischen Viehhändlers in Brand gesetzt hatte? Norbert war sich da aber ganz sicher, denn als das Feuer von seinem Vater bemerkt wurde und sie alle Beschäftigten mobilisierten, um den Brand zu löschen, hat er einige Mitglieder von

Ludwigs ehemaliger Rotte gesehen, wie sie untätig bei den Löscharbeiten zuschauten. Nachdem der Brand notdürftig gelöscht war, ist er zu der Gruppe gegangen und hat sie zur Rede gestellt. Dabei ist er verprügelt worden. Und er konnte sich genau erinnern, wie Ludwig, als er schon wehrlos am Boden lag, noch einmal mit seinen schweren Stiefeln auf sein Knie gesprungen ist. Er sagte, dass er diesen Moment und das Gesicht von Ludwig nie vergessen werde.“

„Woher wissen Sie das alles so genau?“, mischte sich María wieder ins Gespräch ein. Sie klang misstrauisch und nach wie vor etwas vorwurfsvoll. Irgendetwas passte ihr nicht an der Erzählung oder Erinnerung von Ida Heidingsfelder. Und ich war überrascht, dass die alte Dame diese Stimmung auch spürte und den Stier bei den Hörnern packte.

„Ich denke, wir werden nie alles über einen anderen Menschen wissen, auch nicht von seinen nächsten Verwandten. Irgendwelche geheime Ecken gibt es immer. Vor allem dort, wo man sie nie vermuten würde. Selbst von meiner Tochter habe ich nicht alles erfahren, was sie so erlebt hat. Ist das nicht auch normal? Was meinen Sie, Thomas? Erzählen Sie ihren Eltern alles, was Sie so tun?“

Ida hatte uns bisher geduzt. María hatte Ida aus welchem Grund auch immer, vielleicht weil sie deutlich älter, vielleicht aber auch weil sie ihr fremd war, gesiezt, was anscheinend dazu führte, dass Ida jetzt auch zum Sie übergang. Jedoch wirkte sie nicht distanzierter als vorher.

„Natürlich nicht“, bestätigte ich.

„So ist das auch bei den eigenen Eltern. Was die meinen alles so gemacht haben, weiß ich natürlich nur zum Teil, den anderen Teil kann ich nur erahnen. Und ich denke, jetzt fragen Sie sich, warum manche Dinge in Ihrer Familie nie erzählt worden sind. Warum so wenig über die Emigration selbst bekannt ist, geschweige denn

über das Leben, das Ihre Vorfahren damals hier führten. Warum Ihnen ihr Großvater nie erzählte, wie grausam manche Leute hier in unserer Stadt zu ihnen waren?“

„Ja, Sie haben recht, ich wundere mich tatsächlich, dass mein Großvater mit Ihnen darüber gesprochen hat. Ich kann mich überhaupt nicht erinnern, dass er jemals mit uns über sein Leben in Ochsenfurt gesprochen hat.“

„Woher kannst du dann so gut Deutsch?“, fragte ich María, um etwas von der aufkeimenden Spannung abzulenken.

„Ich bin auf die Deutsche Schule gegangen. Dort habe ich seit dem Kindergarten auch Deutsch gelernt. Meine Mutter, die Tochter von Norbert Heymann, war bereits auf der gleichen Schule. Sie kann sehr gut Deutsch und hat uns immer angehalten, viel Deutsch zu sprechen. Mein Vater, mit seinen spanisch-deutschen Wurzeln hat dies auch immer unterstützt, weil wir damit unsere beruflichen Perspektiven verbessern würden.“

„Sie sprechen wirklich sehr gut Deutsch, María. Großes Kompliment. Ich habe ja versucht, Spanisch zu lernen und bin nicht so richtig weit gekommen. Ich bewundere die Menschen, die sich über Sprachgrenzen hinweg verständigen können und so zur Völkerverständigung beitragen. Für mich eine Voraussetzung, dass es nicht mehr zu einem Krieg kommt.“

Ida Heidingsfelder machte eine Pause und schaute eine Weile gedankenverloren vor sich hin. Der Baumschatten war mittlerweile so weit gewandert, dass ich in der prallen Sonne saß und etwas schwitzte. Dann fragte sie unvermittelt: „Wie gefällt es Ihnen eigentlich in Deutschland, María?“

„Sehr gut. Ich fühle mich hier sehr wohl!“

„Hier haben Sie auch Thomas kennengelernt?“

Die Frage der alten Dame klang eher wie eine Feststellung.

„Ja! Das ist auch ein Grund, warum es mir hier gut gefällt. Die meisten Leute sind freundlich und offen zu mir. Ich finde leicht

Anschluss, was wohl auch an meinem Studium liegt. Und Würzburg ist einfach eine wunderschöne Stadt.“

„Was studieren Sie eigentlich?“

„Psychologie!“

„Das ist ja spannend, da haben Sie mich bestimmt schon durchschaut.“

„Ach, die meisten Menschen haben da ganz falsche Vorstellungen von einem Psychologen oder einem Psychologiestudium“, versuchte María eine Erklärung, die ich schon oft von ihr oder auch von Studienfreunden gehört hatte. „Wir lernen weder Psycho-tricks, wie man ins Innere eines Menschen schauen kann, noch Gedankenlesen. Es ist ein naturwissenschaftliches Fach, das versucht, Verhalten von Menschen zu beschreiben und zu erklären.“

Ida Heidingsfelder wechselte unvermittelt das Thema und fragte nach Marías Großvater.

„Norbert. Wie geht es ihm?“

Ich spürte, dass sich María unwohl fühlte. Ihr Misstrauen, das sich bei der Beschreibung ihres Studiums etwas verflüchtigt hatte, war wieder zurück. Mir fiel nicht ein, wie ich ihr hätte helfen können.

Sie antwortete kurz angebunden. „Ich habe ihn vier Wochen vor meiner Abreise nach Deutschland besucht. Da ging es ihm sehr gut. Ich soll Sie von ihm grüßen. Tja, und jetzt müssen wir weg. Die Zeit ist verflogen und ich habe noch eine Verabredung.“ Von der wusste ich noch nichts. Ida Heidingsfelder verabschiedete uns freundlich.

„Ich würde mich freuen, wenn wir uns noch einmal sehen könnten, bevor Sie im Sommer wieder nach Santiago fliegen.“

Im AKW, dem Alternativen Kulturzentrum in der Martin-Luther-Straße, fand am ersten Samstag im August ganz standesgemäß ein alternatives Weinfest statt.

Dort tummelte sich wie immer eine bunte Szene. Friedensbewegte, Umweltschützer, AKW-Gegner, Kriegsdienstverweigerer und dogmatische Linke, die selbst für Gerhard oft zu schräg waren. Man traf aber auch viele Typen, die einfach nur gut drauf waren. Das Weinfest, sonst gab es im AKW eigentlich immer Bier, war für Gerhard und mich und unsere anderen Freunde, die nicht gleich zu Semesterende aus Würzburg geflüchtet waren, eine gute Gelegenheit, den Beginn der Sommerferien zu feiern. Zumal das Wetter nach ein paar regnerischen Tagen einen lauen Sommerabend versprach.

Am Käsestand hatte sich schon eine kleine Schlange gebildet. Obwohl ich Schlangestehen nicht ausstehen konnte, stellte ich mich trotzdem an, so sehr knurrte mein Magen.

„Thomas, schön Sie zu sehen!“

Ich drehte mich um und sah den schneeweißen Haarschopf von Ida Heidingsfelder.

„Sie hier?“ Mit der alten Dame aus Ochsenfurt hatte ich nun wirklich nicht gerechnet.

„Warum nicht? Das sieht doch hier sehr nett aus!“

Vor Überraschung wusste ich nicht so recht, was ich sagen sollte. Aber das war auch nicht notwendig, denn Frau Heidingsfelder führte wie schon vor ein paar Wochen das Wort.

„Ehrlich gesagt, hat mich meine Tochter hierher mitgeschleift. Und wo ist Ihre reizende Freundin?“

„María ist gestern wieder nach Santiago geflogen. Unser Semester ist zu Ende.“

„Ach, dann sind Sie ja ganz allein?“

„Nein, ich bin mit Freunden hier“. Ich deutete in Richtung unseres Tisches.

„Dann haben Sie vielleicht noch zwei Plätze frei?“

Den Platz hätten wir, aber ich war mir nicht sicher, was meine Kumpel zu der neuen Gesellschaft sagen würden und schaute hilflos zu Gerhard, der aber mit Weineinschenken beschäftigt war. Ida Heidingsfelder registrierte meinen Blick, „keine Sorge, wenn wir den Eindruck haben, zu stören, gehen wir wieder. Ich freue mich einfach, Sie wieder zu sehen und ich würde Ihnen gerne meine Tochter Hilde vorstellen. Sie schaut sich gerade an diesem Stand da drüben den Schmuck an.“

Nach einer kurzen Pause fuhr sie fort: „Und zum Einstand bringe ich Käse mit. Mir macht Anstehen nichts aus!“

Anscheinend konnte sie Gedanken lesen.

Kurze Zeit später war Ida Heidingsfelder zum Mittelpunkt unseres Tisches geworden. Ihr Redefluss war nicht zu bremsen und zog uns in ihren Bann. Sie erzählte von der Bombardierung Würzburgs im März '45.

„Kurz vor Ende des Krieges! Es war ein wunderschöner Tag. Ein Freitag. Die Luft roch nach Frühling und der harte Winter schien in Würzburg endlich vorbei zu sein. Am Himmel war keine Wolke zu sehen. Von dem schönen Himmel sollte ich tagsüber nichts haben, denn ich leistete Dienst in einem Lazarett, aber ich freute mich schon auf meinen freien Samstag. Endlich einmal durchatmen, nach zehn anstrengenden Tagen am Stück mit jeweils mehr als zwölf Stunden Arbeitszeit. Trotzdem beschwingte mich das schöne Wetter schon jetzt. Um sechs Uhr abends stieg ich auf mein Fahrrad, um nach Ochsenfurt zu fahren. Ich hatte meine Mutter seit zehn Tagen nicht mehr gesehen. Kurz vor Randersacker, so gegen sieben Uhr, hörte ich die erste Luftwarnung und war froh,

dass ich schon weit weg war. Angst hatte ich trotzdem. Ich war ja schutzlos jeder Bombe ausgeliefert. Etwas später, ich war mittlerweile in Sommerhausen, hörte ich den Voralarm. Das Inferno begann als ich gerade daheim in Ochsenfurt war. Ich habe erst am nächsten Tag begriffen, wie viel Glück ich hatte.“

Meine Freunde waren angetan von der alten Dame. Hilde, ihre Tochter, eine attraktive blonde Mittdreißigerin, war im Gegensatz zu ihrer Mutter sehr still und ich hatte das Gefühl, dass sie etwas belastete. Vielleicht war das der Grund, warum Ida Heidingsfelder Anschluss suchte. Vielleicht, um ihrer Tochter etwas Zerstreung zu bieten? Nach einer guten Stunde verabschiedeten sich die beiden wieder und Frau Heidingsfelder fragte mich, ob ich nicht Lust hätte, am nächsten Tag auf ein Stück Kuchen vorbeizukommen.

So saß ich also wieder unter dem Ochsenfurter Kirschbaum, der nun keine Kirschen mehr trug, und aß einen Johannisbeerkuchen. „Frisch aus dem Garten!“

Ida Heidingsfelder konnte wirklich sehr gut backen und ich fürchtete, dass ich wieder Magendrücken bekommen würde. Denn an Appetit mangelte es mir nicht. Ich war anders als das letzte Mal vor einigen Wochen mit dem Fahrrad gekommen. Es war noch heißer als damals.

„Hilde ist heute Mittag wieder abgereist. Sie arbeitet in Frankfurt bei einem Verlag als Lektorin. Ihr Spezialgebiet ist latein-amerikanische Literatur.“

Dann fragte sie mich aus, was ich studieren würde, wann ich fertig werden würde und ob ich denn María einmal in Chile besuchen würde.

„Ja, ich fliege Ende September und komme Anfang November wieder zurück!“

„Chile ist ein schönes Land!“

„Waren Sie schon mal in Chile?“

„Ja, schon einige Male!“

Ich konnte meine Überraschung kaum verbergen, sagte aber nichts dazu. So wie ich Ida Heidingsfelder mittlerweile kannte, würde sie es schon noch erzählen. Sicherlich hatte sie mich ja auch eingeladen, um an das Gespräch vom letzten Mal anzuknüpfen. Denn die Geschichte war nicht zu Ende gewesen, nur weil María so hastig aufgebrochen war.

„Der Kuchen schmeckt sehr gut!“

„Ja? Das freut mich. Und Sie können den schon vertragen. Machen Sie viel Sport?“

„Ja, ich laufe gerne.“

„Wo waren wir denn das letzte Mal stehen geblieben? Als es Ihrer Freundin unangenehm wurde?“

„Sie haben ein Foto von Marías Großvater und Ihnen gezeigt.“

„Ja stimmt. Das hat María irritiert. Wollen Sie noch einen Kaffee?“

Ich schüttelte den Kopf. „Nein danke!“

„Oder etwas Kühles? Ein Bier? Oder ein Wasser?“

Ich schaute auf die Uhr. Es ging auf fünf Uhr zu. „Ein Bier würde ich schon trinken!“

Sie ging ins Haus und kam mit einer Flasche Öchsner, einem Glas und dem Fotoalbum zurück.

„Schenken Sie sich selbst ein?“

Sie wartete nicht auf eine Antwort, sondern öffnete das Album und holte ein Foto heraus.

„Das ist Ludwig Brauer.“

„Der auf das Knie von Marías Großvater gesprungen ist?“

Frau Heidingsfelder ließ die Frage im Raum stehen, oder besser im angenehmen Schatten unter dem Kirschbaum.



„Ich war das erste Mal im Sommer 1970 in Chile. Zusammen mit Hilde. Ich habe ihr diese Reise zum Abitur geschenkt. In Chile war damals Winter.“

„Und wo sind Sie dort gewesen?“

„Wir sind nach Santiago geflogen und von dort aus haben wir eine Rundreise über den Kleinen Süden bis nach Patagonien gemacht. Kennen Sie Torres del Paine? Da müssen Sie unbedingt hin. Wunderbare Natur. Und dann waren wir noch fast drei Wochen am Lago Llanquihue in Puerto Varas. Wunderschön.“

„Und wie hängt das alles mit Ludwig Brauer zusammen?“

Ida Heidingsfelder sagte erst mal nichts. Die Schatten des Kirschbaumes wurden länger, und längst saß ich in der tief stehenden Sonne. Die Luft roch nach Sommer, Vögel zwitscherten im Garten. Die Hitze des Nachmittags wich einer milden Abendstimmung. Sie schien auf diese Frage gewartet zu haben und zögerte doch mit einer Antwort. „Wollen Sie noch ein Bier?“

Ich fühlte mich wohl in ihrem Garten unter dem Kirschbaum und in Erwartung einer längeren Geschichte nickte ich. „Ja gerne!“